

**Zeitschrift:** Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich  
**Herausgeber:** Antiquarische Gesellschaft in Zürich  
**Band:** 72 (2005)

**Artikel:** Fremde Heimat : Italienerinnen in Winterthur 1960-1970  
**Autor:** Bolleter, Sarah  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1045421>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 08.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Ausflüge, Tanzveranstaltungen, gemeinsame Essen gehörten zu den beliebten italienischen Freizeitaktivitäten in Winterthur. (Foto Missione Cattolica Italiana di Winterthur)

## Fremde Heimat

Italienerinnen in Winterthur 1960–1970<sup>1</sup>

Sarah Bolleter

Flaniert man heute durch die Stadt Winterthur, laden an praktisch jeder Ecke italienische Bars und Pizzeria zu Espresso, Pasta oder Antipasti ein, preisen Kleiderläden elegante italienische Mode an, versprechen Spezialitätenläden italienische Genüsse und Aromen. Dabei gerät in Vergessenheit, dass die italienische Lebensweise in Winterthur vor noch nicht allzu langer Zeit ein grundlegend anderes Ansehen besass: Italienische Menschen waren die Fremden, die Unbekannten, die in der Gesellschaft Unwillkommenen mit seltsamen Sitten und Kochweisen.

Wir alle kennen die Bilder des prototypischen jungen, männlichen Arbeitsmigranten, welcher auf dem Bau oder in der Fabrik schuftete. Weniger wahrgenommen wird die Tatsache, dass während der sechziger Jahre rund ein Drittel aller italienischen Arbeitsmigrierenden Frauen waren. Diese verborgene Seite der Migration soll im vorliegenden Artikel näher ausgeleuchtet werden. Wie fühlten sich die Italienerinnen im Winterthur der 1960er Jahre? Wie begegnete ihnen die hiesige Bevölkerung? Wie machten sich kulturelle Unterschiede bemerkbar?

Als Grundlage dieses Aufsatzes dienen Interviews mit sechs Italienerinnen, welche während der 1960er Jahre nach Winterthur eingewandert sind (die Namen der befragten Frauen wurden geändert). Diese Oral History, also die mündlich erfragte Geschichte, ist eine qualitative Forschungsmethode<sup>2</sup> und bietet die Chance, Informationen zu erhalten, die in Schriftquellen der Archive nicht zu finden sind.<sup>3</sup> Die Lebensnähe dieser Methode wird im vorliegenden Artikel durch verschiedene Interviewzitate zum Ausdruck gebracht. Neben den Gesprächen habe ich die damals existierenden Winterthurer Tageszeitungen und die jährlich erscheinenden Geschäftsberichte der Stadtverwaltung ausgewertet.<sup>4</sup>

### Winterthur – die Einwanderungsstadt

1966 schrieb das «Neue Winterthurer Tagblatt»: «Dem Arbeitsamt wurden im Berichtsjahr 1965 2'792 offene Arbeitsstellen angemeldet [...]. Die Zahl der Stellensuchenden betrug 45 [...]. Von den angemeldeten offenen Stellen konnten 31 besetzt werden.»<sup>5</sup> Arbeitskräfte waren in der blühenden Maschinenindustriestadt Mangelware. Allein die Firma Sulzer beschäftigte 1964 auf dem Platz Winterthur 14'000 Menschen – oder jede fünfte Person der städtischen Bevölkerung. Sinnbild für die wirtschaftliche Blütezeit war der Bau des Sulzer-Hochhauses – heute «Win-Tower» genannt – 1962 bis 1966, mit seinen 92 Metern damals das höchste Gebäude in der Schweiz. Zur gleichen



Das Sulzer-Hochhaus galt als Wahrzeichen der wirtschaftlichen Blüte in Winterthur und wurde zwischen 1962 und 1966 erbaut. (Foto Sulzer Archiv Winterthur)

Zeit herrschte in Italien, insbesondere im Süden, ein wirtschaftliches Tief. Die Hoffnung auf Arbeit und Verdienst im Norden war deshalb der wichtigste Grund zur Auswanderung. In den Worten von Franca Rezzoli: «Also wissen Sie, wir waren arm. Wir hatten wirklich Probleme, finanzielle Probleme. Wir hatten Schulden. Meine Mutter machte, was sie konnte, ohne Mann. War nicht so, nicht so rosig. Und dann habe ich gesagt, ja gut. Die Franca ist die ältere, oder, ich war siebzehn. Und dann bin ich hierher gekommen und dann, ja, ich begann sofort zu arbeiten. Also, die ersten paar Jahre habe ich immer, immer Geld hinab geschickt. Ich habe für mich nie etwas behalten.» In Winterthur wurden die Arbeitswilligen – zumindest von der Wirtschaft – mit offenen Armen empfangen. Die problemlose Stellensuche der Italienerinnen widerspiegelt diese Situation. Raffaella Costa erinnert sich: «Und dann bin ich schnell gegangen ins Spital und habe mich dort angemeldet, auf Italienisch habe ich gespro-

chen. Tipp topp! Hab ich gesagt, ich suche eine Arbeit. Und die Frau, die Chefin vom Personal, hat gut italienisch gesprochen, sie war vom Graubünden. Kein Problem! [...] Zwei Tage später bin ich gegangen ins Spital [zur Arbeit].» Die Mehrheit der Italienerinnen in Winterthur fand in der Industrie, oft in der Textilbranche, eine Anstellung. Daneben arbeiteten sie häufig im Gastgewerbe, im Hausdienst oder als Bürogehilfinnen.

So stieg der Anteil Ausländerinnen und Ausländer zwischen 1960 und 1970 von zwölf auf knapp zwanzig Prozent der Wohnbevölkerung Winterthurs. Die italienischen Einwandernden machten durchgehend über die Hälfte der ausländischen Bevölkerung aus.

## Ankunft und Anfangszeit in der Fremde

Die Ankunft nach der langen Zugreise ins Unbekannte – die Italienerinnen wussten meistens nicht mehr über Winterthur, als dass es da viel Arbeit gebe – war für die Süditalienerin Paola Tramonti ein kleiner Schock: «Der erste Tag, an dem ich angekommen bin. Als ich aus dem Zug gestiegen bin. Ich schaue das Wetter an, es ist der 12. August. Schwarz! Dunkel! Jesses Gott! Alles ist dunkel draussen, und in Italien hat es immer, immer Sonne. Ich sehe das Klima und sage: Nein!» Dieser Moment war wohl nicht der letzte, in dem sich Tramonti nach einer baldigen Rückkehr in ihre Heimat sehnte. Überwiegend trübe Erinnerungen verbinden die befragten Frauen mit ihrer Anfangszeit in Winterthur: «Ja, zwei Monate waren nicht so angenehm. Ich habe viel geweint. Anfang war schon schwierig, weil weg von der Heimat, da muss ich ehrlich sein. Und Sprache nicht gekannt. Und Mutter war dort [in Italien]. Ein Jahr musste ich warten, bis ich nach Hause konnte.» In diesen Sätzen drückte Raffaella Costa eine Grundstimmung aus, welche durchaus typisch war für die erste Zeit in der Fremde: la nostalgia, die Sehnsucht nach der Heimat. So sang Francesco Frascino, ein italienischer Arbeiter in der Schweiz: «In der Fremde muss ich arbeiten / und voller Sehnsucht suche ich nach der Heimkehr / in mein Dorf, zur Mutter ...» – und seine Platte wurde im ersten Monat nach Erscheinen allein in Zürich 40'000 Mal verkauft.<sup>6</sup>

Nicht nur das Heimweh machte den Italienerinnen in den ersten Monaten und Jahren in Winterthur zu schaffen. Neben der sprachlichen Verständigung empfanden sie auch die kulturelle als schwierig – die Regeln der Schweizer Gesellschaft waren ihnen oft wenig begreiflich. Rosaria Andreoli erinnert sich an verhängnisvolle Gartenarbeit: «Ja, und dann hat mein Mann, am Karfreitag war das, oder irgendein Fest. Hat er irgend etwas geschnitten im Garten, und dann kamen sie, um zu sagen, es sei verboten. Und wir haben gedacht, oh, ist ja schon streng (lacht)! [...] Auch mit der Waschmaschine putzen, schauen, dass alles sauber ist und so Sachen, jawoll.» Genauigkeit, Sauberkeit, Ruhe waren schweizerische Gepflogenheiten, welche den befragten Italienerinnen zu Beginn übertrieben schienen. Sie berichten aber auch, wie sie nach anfänglich befremdenden Erfahrungen mit der Zeit lernten, gewisse Einrichtungen in Winterthur zu schätzen. Giovanna Panella schildert diesen Übergang: «Als ich gekommen bin, eigentlich ich habe viel, viel geweint. Weil, Napoli ist eine lebendige Stadt. Ist nicht wie Dorf, oder. Und dann als ich hierher kam, nicht so lebendig, alles



Während der 1960er Jahre wurden Frauen zunehmend in Arbeitsfeldern beschäftigt, die bisher Männern vorbehalten waren. Hier eine Italienerin in der Kranführerinnenschule der Firma Sulzer. (Foto Sulzer Archiv Winterthur)

Die Società Cooperativa betrieb bis 1973 einen italienischen Lebensmittelladen an der Stadthausstrasse. (Foto Società Cooperativa Italiana di Winterthur)

ruhig, ruhig. Aber nachher mit der Zeit, ich sah (lacht ein wenig) ... Erstes Mal, ich denke immer an das, ich habe Minigolf gesehen, Schwimmbad gesehen, Badewanne gesehen! Ich habe auch Schlittschuhfahren gelernt. Ja, Heizung noch. Ou! Ohne Heizung in Napoli, wirklich, war schrecklich. Ich habe immer von Kälte, da, wo der Fersen ist, oben, war mir im Winter immer so geschwollen. Die Heizung, oh, ich war begeistert!»

Besonders schmerzlich empfanden die Italienerinnen die kulturellen Unterschiede im kulinarischen Lebensbereich. Wenig begeistert zeigte sich Tina Fiore von der Schweizer Kost: «Rösti und Birchermüesli, oh mein Gott! Das fand ich ja so schrecklich! [...] Ich bin damals in den Silbernen Winkel mit meiner Kollegin gegangen, sie hat mir gesagt, du heute ich spendiere dir eine echt schweizerische Spezialität. Und ich habe, hoh, habe ich mich gefreut. Das war ein Birchermüesli (mit Entsetzen in der Stimme). Ich sage es Ihnen, also ou nein, schlimm! Also ich bin nicht so heikel, aber das war ... Ich wusste nicht, ob ich runterschlucken musste oder sagen, du, ich will das nicht!» Viele Italienerinnen wollten weiterhin italienisch kochen. Wichtige Zutaten waren jedoch während der 1960er Jahre noch nicht im Schweizer Handel erhältlich. So brachten die Italienerinnen jeweils kanisterweise Olivenöl, eingemachten Sugo oder in Öl eingelegte Leckerbissen aus den Ferien mit. Abhilfe schuf zudem oft eine Pünt, in der Gemüsesorten angepflanzt wurden, welche damals in Winterthur noch weitgehend unbekannt waren: beispielsweise Peperoni,



Broccoli, Auberginen. Eine weitere, nicht ganz billige Möglichkeit war der Einkauf in einem der wenigen italienischen Lebensmittelgeschäfte in Winterthur. Die Società Cooperativa Italiana – die italienische Genossenschaft – betrieb bis 1973 einen solchen Laden an der Stadthausstrasse 81.

### Italienische Organisationen – ein Stück Heimat in der Fremde?

Das Beispiel des Lebensmittelladens der Società zeigt: Die italienischen Menschen in Winterthur waren während der 1960er Jahre gut organisiert. Die Missione Cattolica und die Colonia Libera, die zwei grössten italienischen Vereinigungen in Winterthur, waren auch gesamtschweizerisch führend in der Organisation von Italienerinnen und Italienern.<sup>7</sup>

Die Missione – die italienische katholische Kirche in Winterthur – feierte jeden Sonntag sechs bis sieben Gottesdienste, und allein im Jahr 1960 trauten die Pfarrer 87 italienische Paare und taufte 168 italienische Kinder. Neben diesen traditionellen kirchlichen Angeboten setzte sich die Missione auch stark für verschiedenste weitere Anliegen der italienischen Bevölkerung ein: Sie betrieb das Centro Sociale, eine Begegnungsstätte mit Schulungsräumen, Bibliothek und Bistro, sie gründete die italienische Kinderkrippe, welche bis heute existiert, und sie führte die italienische

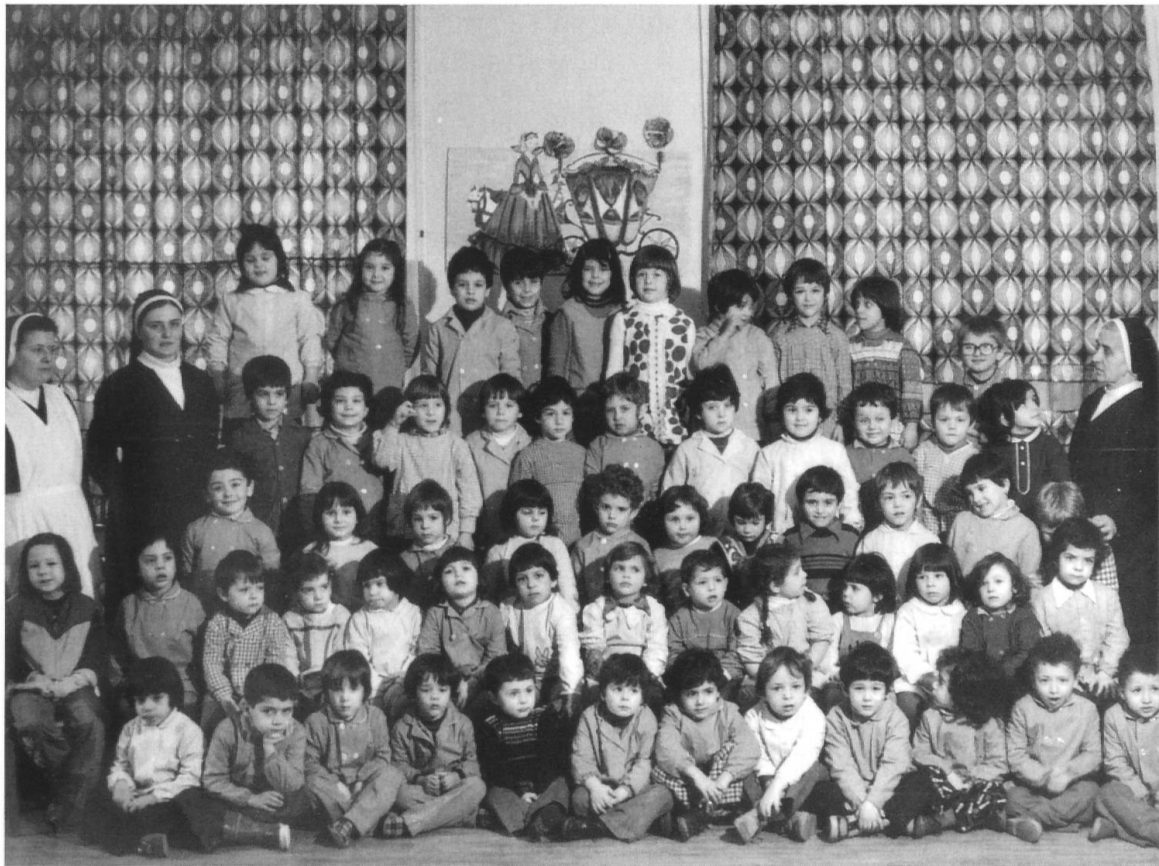
Schule «Dante Alighieri», in der bis zu 400 Kinder unterrichtet wurden. Zur Eröffnung des Centro schrieb die Hochwacht: «Katholisch-Winterthur [darf] sich freuen, mit dem Heim für die Italiener einen positiven Beitrag zur vernünftigen und christlichen Regelung des leider oftmals so hart und unversöhnlich klingenden «Fremdarbeiterproblems» geleistet zu haben.»<sup>8</sup> Auch um die moralische Integrität der Einwandernden kümmerte sich die Missione. So verteilte die Azione Cattolica, der katholische Frauenverein innerhalb der Missione, bereits in Italien Broschüren mit Empfehlungen an auswanderungswillige junge Frauen. Da wurde beispielsweise gemahnt, am katholischen Glauben festzuhalten, sich am Arbeitsplatz nicht ausbeuten zu lassen und den Umgang mit «Protestanten, Nichtpraktizierenden und Unmoralischen» zu unterlassen.

Mit Letzteren waren wohl auch die Mitglieder der sich politisch links verortenden Colonia gemeint. Die Colonia in Winterthur war eine der zahlreichen lokalen Gruppen der gesamtschweizerisch vernetzten Colonia Libere. Sie setzte sich politisch für die Rechte der Immigrierenden ein, bot Schulungen, Beratungen oder einen Rahmen für Selbsthilfegruppen an, organisierte aber auch italienische Feste und sonstige Aktivitäten. Eine meiner Gesprächspartnerinnen, Tina Fiore, gründete innerhalb der Colonia eine Frauengruppe. Gesundheit war eines der wichtigen Diskussionsthemen – dies besonders im Zusammenhang mit der Antibabypille, welche damals in Italien noch weitgehend unbekannt war. Für Fiore war auch die Integration der Italienerinnen ein spezielles Anliegen. Sie beabsichtigte, «dass wir einfach nicht so ein Ghetto, äh Frauengruppe, bilden wollten, sondern eben auch Kontakt mit der, einfach mit der Schweiz hatten. [...] Die anderen Frauen konnten wenig sagen auf Deutsch, und dann musste ich einfach immer schauen, dass wir diese Information, oder diese verschiedenen Aktionen, einfach mit Tessinerinnen durchführten.»

Neben diesen beiden Organisationen existierten – und existieren nicht selten heute noch – zahlreiche Ortsvereine, bei denen sich Eingewanderte aus den verschiedenen italienischen Regionen zu Essen, Festen oder Ausflügen trafen. Raffaella Costa erinnert sich: «Trevisani del Mondo, das sind äh von Treviso, von meiner Provinz. Dann gab's Calabrese, dann gab's Pugliese, da gab's so viele Vereine, Lucane (aufzählender Duktus). [...] Ja, die haben alle Jahre Fest gemacht, zum Beispiel. Im Römertor Tanzen oder so, haben sie vielleicht eine Miss Calabria gemacht oder Miss Puglia, und dann haben sie Nachtessen gegeben. Haben wir in Zeitung [gelesen], ah, gibt's dieses Fest, gehen wir.» Daneben existierten italienische Interessengruppen wie beispielsweise der italienische Alpenclub.

In Bezug auf die integrative beziehungsweise desintegrative Wirkung von italienischen Vereinigungen in der Schweiz ist sich die einschlägige Literatur nicht einig. So betont Layton-Henry, solche Gruppierungen würden dazu ermutigen, sich aktiver am Leben der Gastgesellschaft zu beteiligen.<sup>9</sup> Den Integrationsmechanismus erklärt sich der Autor unter anderem damit, dass ausländische Vereine mit der Zeit unausweichlich mit Behörden und Gruppierungen der Migrationsgesellschaft in Kontakt kämen. Das Beispiel von Fiores Frauengruppe zeigt, wie Integrationsbestrebungen von italienischen Vereinigungen ausgehen können. Dennoch darf nicht übersehen werden, dass gerade die fortgeschrittene Organisation es den italienischen Menschen in Winterthur ermöglichte, ihre Freizeit praktisch ausschliesslich im italienischen Rahmen zu verbringen. Die Gesprächspartnerinnen berichten denn auch von zahlreichen gemeinsamen





Das Asilo Italiano Winterthur in den frühen 1960er Jahren. Drei italienische Nonnen betreuten gegen sechzig Kinder. (Foto Asilo Italiano di Winterthur)

Wochenendausflügen, Essen und Festen mit italienischen Bekannten und Verwandten: «Wir haben, vielleicht damals mit zwei Paaren, mit Kindern, achtzehn Personen in der Küche gegessen. Ja, das war schön, wirklich schön.» (Raffaella Costa) – «Und dann irgendwie Samstag, Sonntag gingen wir entweder alle nach Uster oder Pfäffikersee oder auf den Säntis. Und dann hat jeder etwas gekocht zu Hause (schwelgt ein wenig).» (Rosaria Andreoli) – «Ja, an Fester italienische. Gab es schon so viele Fester, wo Italiener tanzen, fast jeden Samstag!» (Paola Tramonti). Solche Aussagen verdeutlichen den Stellenwert von italienischen Gruppen als einem Stück Heimat in der Fremde.

Diese Kontaktnetze waren nicht nur für die Freizeitgestaltung wichtig, sie verhalfen den Italienerinnen oft auch zu neuen Jobs, zu Wohnungen – und zu künftigen Ehemännern, wie das Beispiel von Franca Rezzoli zeigt: «Wissen Sie, früher waren Italiener immer mehr zusammen. Jeden Sonntag ist eine Familie so dort, und gerade die Eltern von meinem Mann, die sind auch immer zu meiner Tante. Weil sind auch von Verona gekommen. [...] So haben wir uns kennen gelernt, ich und mein Mann. Meine Tante sagte, gell, Franca, Maurizio ist ein schöner Mann. Sag ich, nein, nein! So unsympathisch! Sagt meine Tante, janu, warten wir nur (lacht)!»

## Fremde Heimat – auch für die Winterthurer Bevölkerung?

Wie reagierte die Winterthurer Gesellschaft auf die zunehmende Anzahl Fremder? Die Beschreibungen der italienischen Kultur in der Winterthurer Presse 1960 bis 1970 waren geprägt von Gegensätzlichkeiten. Je nach Art und Absicht der Berichte wurden sympathische Züge oder Unzulänglichkeiten der italienischen Bevölkerung hervorgehoben. Wurde über die italienischen Menschen als Arbeitskräfte oder in Bezug auf die Schule gesprochen, überwogen negative Charakterisierungen, welche den hohen Anteil Fremder als problematisch erscheinen liessen und Konkurrenzängste offenbarten. Den italienischen Schülerinnen und Schülern wurden mangelndes Arbeitstempo, eine unzureichende Arbeitsweise und Lücken in den Vorkenntnissen vorgeworfen. Italienische Arbeitskräfte galten als anfällig für Krankheiten und Unfälle – ein Psychiater in Lausanne stellte bei «italienischen Landarbeitern eine hypochondrische Entwurzelungsdepression» fest. Dies griff die Winterthurer Arbeiterzeitung auf, um ein «Inferioritätsgefühl» der italienischen Arbeitskräfte zu diagnostizieren, das «nicht erst bei uns entstanden, wenn auch bei uns verstärkt worden ist».<sup>10</sup> Der Landbote schrieb euphemistisch, ausländische Arbeiterinnen und Arbeiter hätten «zum Teil einen anderen Qualitätsbegriff als wir».<sup>11</sup> Des Weiteren wurde die im Vergleich zur einheimischen Bevölkerung höhere Straffälligkeit diskutiert, die mangelhafte Beteiligung an den Gewerkschaften und der allgemein fehlende «Assimilationswille».

Ganz andere Töne schlugen einige wenige Beiträge zur neuen Multikulturalität an: Diese Berichte über in Winterthur lebende Italienerinnen und Italiener sind eine Fundgrube von – zumeist wohlwollenden – stereotypen Vorstellungen. Beispielsweise wurde der «sympathische mittelmeerische Charakterzug der Geselligkeit»<sup>12</sup> hervorgehoben – dies in verschiedenen Berichten über firmeneigene Wohnungsbauten, welche für die Arbeiter überwiegend Viererzimmer bereithielten. Im «Landboten» wurden italienische Menschen als temperamentvoll-laut, wild gestikulierend, aber liebenswürdig und dank ihrer Arbeitskraft notwendig, mit einer «wohl kaum zu unterdrückenden, angeborenen Lebensfreude»<sup>13</sup> beschrieben.

## Überfremdungsängste

Die Angst vor einer Überfremdung existierte auch in Winterthur. Zahlreiche Zeitungsartikel, Podiumsdiskussionen über das «Fremdarbeiterproblem» und sorgenvolle Äusserungen in den Geschäftsberichten zeugen davon. Der «Landbote» griff das Thema besonders häufig auf: «Das fortwährende Anwachsen der ausländischen Arbeitskräfte [bewirkt] einen unerträglichen Grad der Überfremdung»;<sup>14</sup> oder: «Wir sind um unser staatliches und kulturelles Eigenleben besorgt und müssen daher auf einem weitem Abbau des Ausländerbestandes beharren.»<sup>15</sup> Die Äusserungen zur Überfremdung gingen oft einher mit der Kritik am «sehr geringen Assimilationsbedürfnis»<sup>16</sup> der Ausländerinnen und Ausländer: «Die Leute leben in Sippen, verkehren nur untereinander und treffen wenig Anstalten, unsere Sprache zu lernen.» Und «die Bambini, [...] von Natur aus temperamentvoll, benehmen sich so, dass sie den Unwillen unserer Bevölkerung hervorrufen».<sup>17</sup>

Ausländische Frauen spielten in der Diskussion um die Überfremdung eine besondere Rolle: Sie bekamen Kinder, ausländische Kinder. Ihre durchschnittlich höhere Fruchtbarkeitsrate im Vergleich zu jener der Schweizer Frauen – bedingt durch das junge Alter der meisten einwandernden Ausländerinnen – schürte offenbar Ängste, und deren Entwicklung wurde mit wachsender Sorge verfolgt: «Es gibt Leute, die meinen, die Ausländer müssten bei uns nur Steuern zahlen, benützten aber unsere Einrichtungen nicht im gleichen Masse wie die Einheimischen. Mindestens was die Beanspruchung der Gebärklinik anbelangt, stimmt diese These nicht, denn 17 Prozent der Bevölkerung stellen 30 Prozent der Geburten.»<sup>18</sup> Der «Landbote» publizierte 1967 eine kurze Serie von kleinen Beiträgen unter dem Titel «Die Überfremdung», in denen Statistiken zu Trauungen und zur Geburtenrate von Ausländerinnen und Schweizerinnen präsentiert wurden.

Auch in der Politik wurde die Überfremdung intensiv diskutiert. 1964 reichte die Sozialdemokratische Partei im Gemeinderat Winterthur eine Interpellation ein, welche die Sorge über den wachsenden Anteil Fremder zum Ausdruck brachte: «Man ist fast allgemein der Auffassung, dass das Mass der in unserem Lande zugelassenen ausländischen Arbeitskräfte erheblich überschritten worden ist.» Es wird deutlich, dass man sich nicht nur vor den schädigenden fremden Einflüssen auf die einheimische Mentalität fürchtete, sondern dass handfeste Konkurrenzängste vorhanden waren: «Insbesondere sorgt man sich über [...] den Wohnungsmarkt, die Schule, die ärztliche Betreuung, die Beanspruchung von Sozialinstitutionen und die Erhaltung der schweizerischen Eigenart.»<sup>19</sup>

Den Höhepunkt erreichte die Überfremdungsthematik mit der Schwarzenbach-Initiative – offiziell «Volksbegehren gegen die Überfremdung» –, die von der Nationalen Aktion lanciert wurde und am 7. Juni 1970 zur Abstimmung kam. Sie verlangte, dass der Anteil ausländischer Menschen auf zehn Prozent der Wohnbevölkerung reduziert werde – zu einem Zeitpunkt, da dieser bei zirka achtzehn Prozent lag. Gesamtschweizerisch wurde die Vorlage mit 54 Prozent Neinstimmen nur knapp abgelehnt. Dies, obwohl alle Parteien, Gewerkschaften und auch die Kirchen die Neinparole herausgegeben hatten. Das Winterthurer Stimmvolk hingegen nahm das Begehren mit einer Stimmbeteiligung von 84,5 Prozent und einem Stimmenunterschied von 224 an. Das Ergebnis kann als Zufallsmehr abgetan werden, ist aber doch Ausdruck einer starken Verunsicherung und Betroffenheit der Industriestadt Winterthur. Der Kommentar des «Landboten» zum Ergebnis zeugt von hitzig ausgetragenen Kontroversen im Vorfeld der Abstimmung: «Das Winterthurer Ergebnis überrascht nicht. Die streckenweise leidenschaftliche Auseinandersetzung äusserte sich in der allerletzten Phase darin, dass noch in der Nacht zum Sonntag anonyme Helden mit teils massiven Klebezettelaktionen [...] auf ihre Weise für Schwarzenbach warben. Wer sich mit seinem Namen öffentlich als Gegner zu erkennen gegeben hatte, erhielt dafür die Quittung.»<sup>20</sup>

Was empfanden die befragten Italienerinnen angesichts dieser fremdenfeindlichen Stimmung? Bekamen sie die Ablehnung in ihrem Alltag überhaupt zu spüren? Die Antworten auf solche Fragen fallen sehr unterschiedlich aus. Einige Italienerinnen relativierten die Fremdenfeindlichkeit, indem sie persönlich gute Erfahrungen mit Schweizerinnen und Schweizern machten. Rosaria Andreoli etwa schwärmt von ihrer

ehemaligen Nachbarin, die öfters zum Kaffee vorbeikam und sie «meine italienische Familie» nannte. Und Tina Fiore hatte durch ihre Arbeit in einer Hotelrezeption einen grossen Schweizer Bekanntenkreis.

Häufig litten die befragten Italienerinnen jedoch unter der ablehnenden Haltung der Bevölkerung, wie beispielsweise Franca Rezzoli: «Momoll, das haben wir schon gemerkt, ja, die cheibä Tschinggeli. Sogar im Bahnhof, die cheibä Tschinggeli.» Handfeste Diskriminierungen erlebten drei meiner Gesprächspartnerinnen bei der Wohnungssuche. Typisch ist dabei Tina Fiores Erfahrungsbericht, der aufzeigt, wie Telefongespräche mit Immobilienunternehmen verlaufen konnten: «Äh, ist die Wohnung noch frei? Und die Sekretärin hat gesagt, ja, ist noch frei. Uh! Wunderbar, so hab ich mich natürlich gefreut! Und dann sagt sie, ja, sind Sie Schweizerin? Hab ich gesagt, nein, Ausländerin, Italienerin. Und sie hat gesagt, nein, wir vermieten keine Wohnungen an Ausländer.»

Auch die Schwarzenbach-Initiative rief bei den Italienerinnen unterschiedliche Reaktionen hervor. Franca Rezzoli fühlte sich von der Forderung verletzt und fürchtete sich vor einer erzwungenen Rückkehr bei einer Annahme: «Ja, das hat uns schon wehgetan. Da hatten wir wirklich Sorgen. [...] Wir hatten wirklich Angst, dass wir alle wieder retour müssen.» Paola Tramonti hingegen entwickelte gegenüber dem Volksbegehren einen trotzigsten Stolz: «Ja, diese [Schwarzenbach-Initiative] macht weh, sag ich, gopfridstutz, haben wir so viel geholfen. Warum, Italiener hat wirklich so viel für Schweiz geholfen zum Arbeiten! [...] Sag ich, jetzt kommt dieser, tschuldigung, dumme Siech und sagt, alle Italiener raus! Sag ich jaja, gehen wir und nachher Schweizer, was machen ohne Italiener? [...] Ich sage, ja schauen wir mal, gehen wir alle weg und fertig!»

## Wo ist die Fremde, wo die Heimat?

Heute sind die befragten Italienerinnen im Pensionsalter. Sie haben den Lebensabschnitt erreicht, in dem sie nicht mehr auf Beruf oder kleine Kinder Rücksicht nehmen müssen – und den sie eigentlich wie geplant in ihrem fertig gestellten Haus im Süden verbringen könnten. Aber jetzt kommen Zweifel auf, und wieder stellt sich die Frage: Bleiben oder Zurückkehren? Raffaella Costa beschreibt ihr Dilemma so: «Ich habe immer gesagt, wir sind Fische ohne Wasser. Aber jetzt fühle ich mich auch in Italien wie ein Fisch ohne Wasser. Das ist das Problem!» Sie hat sich in der Schweiz einbürgern lassen und plant, zwischen ihrem süditalienischen Dorf und Winterthur zu pendeln. Franca Rezzoli hat sich ganz für das Bleiben entschieden: «Wir haben jetzt entschieden, da zu bleiben. Weil wir hatten da eine Wohnung, die meinen Eltern gehört. Und wenn wir in den Ferien waren, wir haben immer gemerkt die Unterschiede. Die begannen um zehn mit dem Essen, am Abend. Und, äh, alle Absätze in der Wohnung, keine Finken. Und Türe schlagen, und ... Wenn wir retour von den Ferien, wir sind müder als vorher! [...] Darum haben wir gedacht, wir bleiben da. Ich wollte nicht wieder retour.» Neben den mittlerweile als zu störend empfundenen kulturellen Unterschieden sind es vor allem die sozialen Beziehungen, welche eine Rückkehr in die frühere Heimat erschweren: Die Kinder, Enkel und gute Freunde leben in der Schweiz.

Auch Tina Fiore blieb in Winterthur. Die Entscheidung wurde ihr erleichtert, weil sie positive Veränderungen in der Schweizer Bevölkerung feststellen konnte: «Und dann hat sich auch geändert, also ich denke, auch die Schweizer, also die Winterthurer selber, sind offener geworden. [...] Und, ja, eine gewisse, also benessere [ein Wohlgefühl], hat's einfach schon gegeben.»

#### Anmerkungen

- 1 Der vorliegende Artikel beruht auf meiner Lizentiatsarbeit: Einwanderung nach Winterthur 1960 bis 70. Mit Schwerpunkt auf italienischen Arbeitsmigrantinnen (Typoskript), Universität Zürich 2004. Auf der Basis dieser Arbeit entstand der jüngste Frauenstadtrundgang «Fremde Heimat. Italienerinnen in Winterthur 1960–1970».
- 2 Die transkribierten Interviews habe ich gemäss der «inhaltlichen Analyse» nach Mayring ausgewertet, vgl. Mayring, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken, Weinheim 2000.
- 3 Zur Oral History: Perks, Robert und Thompson, Alistair: The Oral History Reader, London 1998.
- 4 Der Landbote, Neues Winterthurer Tagblatt, Winterthurer Arbeiterzeitung, Hochwacht.
- 5 Neues Winterthurer Tagblatt, 15. 8. 1966.
- 6 Vgl. Braun, Rudolf: Sozio-kulturelle Probleme der Eingliederung italienischer Arbeitskräfte in der Schweiz, Würzburg 1970, S. 449.
- 7 Vgl. Boscardin, Lucio: Die italienische Einwanderung in die Schweiz mit besonderer Berücksichtigung der Jahre 1946–1959, Zürich 1962, S. 82–85.
- 8 Hochwacht, 27. 10. 1967. Die katholische Kirche in Winterthur unterstützte die Missionen beim Aufbau des Centro.
- 9 Layton-Henry, Zig: Immigrant Associations, in: ders. (Hg.): The Political Rights of Migrant Workers in Western Europe, London 1990, S. 94.
- 10 Winterthurer Arbeiterzeitung, 27. 9. 1963.
- 11 Der Landbote, 6. 12. 1963.
- 12 Winterthurer Arbeiterzeitung, 29. 6. 1963.
- 13 Der Landbote, 15. 3. 1963.
- 14 Der Landbote, 4. 2. 1965.
- 15 Der Landbote, 28. 1. 1967.
- 16 Winterthurer Arbeiterzeitung, 1. 2. 1964.
- 17 Der Landbote, 9. 2. 1965.
- 18 Winterthurer Arbeiterzeitung, 25. 1. 1964.
- 19 Geschäftsbericht der Stadtverwaltung Winterthur 1965, S. 427.
- 20 Der Landbote, 8. 6. 1970.